

Stefan Munker
Alexander Roesler

Poststrukturalismus

2. Auflage

J.B.METZLER

Sammlung Metzler



J.B.METZLER

Sammlung Metzler
Band 322

Stefan Münker / Alexander Roesler

Poststrukturalismus

2., aktualisierte und erweiterte Auflage

Verlag J.B. Metzler Stuttgart · Weimar

Die Autoren

Stefan Münker, Studium der Philosophie, Germanistik und Kunstgeschichte in Hamburg und Berlin; Privatdozent an der Humboldt-Universität zu Berlin und Kulturredakteur für das Fernsehen. Veröffentlichungen zur Gegenwartsphilosophie und zu neuen Medien.

Alexander Roesler, Studium der Philosophie, Germanistik, Musikwissenschaft und Semiotik in Heidelberg und Berlin; Verlagslektor in Frankfurt am Main. Veröffentlichungen zur Semiotik, Erkenntnistheorie und zu philosophischen Fragen der Medien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-12322-0

ISBN 978-3-476-01414-6 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-476-01414-6

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2012 Springer-Verlag GmbH Deutschland

Ursprünglich erschienen bei J.B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 2012

www.metzlerverlag.de

info@metzlerverlag.de

Inhalt

Vorwort	VII
Einleitung	VIII
1. Die verrückte Mitte. Geschichte und Idee des Poststrukturalismus – eine systematische Rekonstruktion	1
1.1 Die Vorgeschichte: Idee und Methode des Strukturalismus	1
1.1.1 Ferdinand de Saussure und die Geburt des Strukturalismus	1
1.1.2 Claude Lévi-Strauss und die Anthropologie	7
1.1.3 Jacques Lacan und die Psychoanalyse	10
1.1.4 Roland Barthes und die Semiologie	14
1.1.5 Michel Foucault und seine Archäologie	15
1.1.6 Fazit: Der Sinn der methodischen Konzentration auf Strukturen	19
1.2 Die Entstehung des Poststrukturalismus aus der Kritik am Strukturalismus	21
1.2.1 Der späte Roland Barthes und der Übergang zum Poststrukturalismus	22
1.2.2 Michel Foucault – Zwischen Strukturalismus und Poststrukturalismus	23
1.2.3 Jacques Lacan und die schwierige Grenzziehung zwischen Strukturalisten und Poststrukturalisten	26
1.3 Die Philosophie des Poststrukturalismus	28
2. Modelle poststrukturalistischer Philosophie	36
2.1 Die Sprache, der Sinn und seine Verschiebung	36
2.1.1 Differenz und Verschiebung: Derridas Konzept der <i>différance</i>	39
2.1.2 Differenz und Wiederholung: Deleuze und die Logik des Sinns	49

2.1.3	Differenz und Widerstreit: Lyotards Modell des <i>différend</i>	59
2.2	Die Anarchie des Denkens und der Körper	67
2.2.1	Der Philosoph und die Wunschmaschine: Deleuze/Guattari	68
2.2.2	Das Denken in libidinalen Intensitäten: Lyotard	81
2.3	Die Macht, die Geschichte und ihr Verschwinden	89
2.3.1	Foucault und die historische Macht der Diskurse	91
2.3.2	Baudrillard und das Ende von Macht und Geschichte	104
2.3.3	Lyotard und das Zerschneiden der großen Erzählungen der Geschichte	110
2.4	Ästhetische Positionen des Poststrukturalismus	116
2.4.1	Derrida und die Ästhetik der Negativität	118
2.4.2	Deleuze und die Logik der Sensationen	126
2.4.3	Lyotard und die Ästhetik des Erhabenen	132
3.	Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des Poststrukturalismus	139
3.1	Dekonstruktion als Methode	140
3.1.1	Die dekonstruktivistische Literaturtheorie	140
3.1.2	Dekonstruktion und Feminismus	147
3.1.3	Dekonstruktion und Dekonstruktivismus in der Architektur	152
3.2	Der Poststrukturalismus und seine Kritiker	156
3.3	Der Poststrukturalismus jenseits des Poststrukturalismus . . .	171
3.3.1	Politische Theorie	173
3.3.2	Gender- und Queer-Theorie	183
3.3.3	Postkolonialismus	186
3.3.4	Medientheorie nach dem Poststrukturalismus . . .	193
3.3.5	Das Erbe der Poststrukturalisten	198
	Bibliographie	201
	Personenregister	219

Vorwort zur zweiten Auflage

Der Poststrukturalismus ist eine bedeutende philosophische Strömung und ein in mancherlei Hinsicht umstrittenes Phänomen. Seine Vertreter – wie Jacques Derrida, Gilles Deleuze, Jean-François Lyotard oder Michel Foucault – sind weit über die Grenzen der Philosophie bekannt; ihre Ideen wirken auch heute in Wissenschaft und Kultur fort. Unsere Einführung will das Phänomen des Poststrukturalismus nachvollziehbar machen und seine wichtigsten Vertreter, ihre Ideen und ihre Texte vorstellen.

Nachdem wir in der Einleitung zunächst erläutern, was genau unter dem Begriff ›Poststrukturalismus‹ zu verstehen ist, stellt der erste Teil die Entstehung der poststrukturalistischen Philosophie vor dem Hintergrund der kritischen Abgrenzung vom französischen Strukturalismus vor. Eine Zusammenfassung der gemeinsamen philosophischen Grundüberzeugungen der Poststrukturalisten leitet dann über in den zweiten Teil, in dessen vier thematischen Kapiteln wir detaillierte Lektüren grundlegender Texte des Poststrukturalismus vorstellen und ihre Argumentationen immanent erläutern. Der dritte Teil gibt einen Überblick über die Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des Poststrukturalismus und endet mit einem Ausblick auf gegenwärtige Perspektiven der poststrukturalistischen Philosophie.

Diesen Ausblick haben wir anlässlich der zweiten Auflage ergänzt und erheblich erweitert. Hinzugekommen sind vier neue Kapitel, die aktuelle philosophische Positionen vorstellen und kritisch diskutieren, die als Folgen der poststrukturalistischen Theorien entstanden sind und bis in die Gegenwart hinein wirken. Eine ausführliche und entsprechend aktualisierte Bibliographie am Schluss gibt Auskunft über ergänzende und weiterführende Literatur.

Die Texte der Poststrukturalisten gelten gemeinhin als besonders schwierige Lektüre. Wir haben uns bemüht, ihre Grundgedanken so einfach wie möglich darzustellen – und hoffen darauf, den Leser/innen dieser Einführung damit die unerlässliche Lektüre der Primärtexte zu erleichtern.

Stefan Münker und Alexander Roesler
Berlin/Castel Focognano/Frankfurt a.M. 1999/2012

Einleitung: Ein Plädoyer für die Differenz – der Poststrukturalismus im kulturellen und philosophischen Kontext seiner Zeit

»Poststrukturalismus« ist der allgemeine Titel für eine bestimmte Art, zu denken und zu schreiben, eine philosophische Haltung, die sich im Laufe der 1960er Jahre in Frankreich entwickelt hat. Die intellektuelle Landschaft in Paris und das Klima der philosophischen Debatten wurde damals beherrscht von zwei bedeutenden Denkrichtungen und ihren Protagonisten – dem **Existentialismus** um Jean-Paul Sartre und dem sogenannten **Strukturalismus**. Wie der Name »Poststrukturalismus« bereits suggeriert, ist das Denken seiner Vertreter besonders durch ihre kritische Auseinandersetzung mit den Überzeugungen und der Methode der Strukturalisten geprägt. Das Spektrum poststrukturalistischer Positionen, die aus dieser Auseinandersetzung hervorgegangen sind, ist weit. Zu den Personen, deren Namen immer dann fallen, wenn man diese Positionen zuzuordnen versucht, gehören unter anderem so prominente Autoren wie Jacques Derrida (1930-2004), Jean-François Lyotard (1924-1998), Gilles Deleuze (1925-1995) und sicherlich (wenn auch, wie wir sehen werden, mit Vorbehalten) Michel Foucault (1926-1984). Zweifellos: Der Poststrukturalismus ist eine ebenso bedeutende wie populäre theoretische Bewegung. Er ist allerdings zugleich ein in mancherlei Hinsicht umstrittenes Phänomen. Die Debatten über poststrukturalistische Thesen wurden und werden von ihren Kritikern und Verteidigern stets mit großer Polemik geführt. Dieser Polemik verdankt sich zu einem nicht unwesentlichen Teil die große Popularität, die der Poststrukturalismus weit über fachwissenschaftliche Kreise hinaus genießt. Ein nicht weniger zentraler Grund dieser Popularität ist die Tatsache, dass es im kulturellen Kontext jenseits der akademischen Institutionen eine ganze Reihe von Entwicklungen gibt, die selbst durchaus als poststrukturalistisch beschrieben werden können.

Die Popularität des Poststrukturalismus allerdings geht einher mit einer kontinuierlichen Diskussion darüber, was und wen man im engen Sinn als poststrukturalistisch bezeichnen soll: Gehört der Psychoanalytiker Jacques Lacan dazu, der späte Roland Barthes? Sind die dekonstruktivistischen Literaturtheoretiker der sogenannten »Yale School« um Paul de Man Poststrukturalisten – oder ist der Poststrukturalismus am Ende ein spezifisch französisches Phänomen geblieben? Wohl keiner, den man ihm zurechnen kann – und somit niemand, den wir im Folgenden als Poststrukturalisten behandeln

werden – würde sich selbst Poststrukturalist nennen. Doch nicht nur diese Zurechnung ist unklar – strittig ist zum Beispiel auch, ob wir den Poststrukturalismus tatsächlich, wie bereits angedeutet, als kritische Überwindung des Strukturalismus verstehen sollen, oder ob wir ihn nicht richtiger als dessen konsequente Fortsetzung beschreiben müssen. Wenn er aber in Wirklichkeit eine Fortsetzung des Strukturalismus darstellt, dann läge es nahe, ihn mit Manfred Frank »Neostrukturalismus« (Frank 1984) zu nennen oder mit Richard Harland »Superstructuralism« (Harland 1987).

Die insgesamt so unklare Ausgangslage hat ihren schlichten Grund darin, dass es so etwas wie den Poststrukturalismus tatsächlich gar nicht gibt. Anstelle einer bestimmten philosophischen ›Schule‹ mit festumrissenen Grenzen bezeichnet der Terminus eine mehr oder weniger eindeutige Tendenz der Entwicklung von Teilen der Philosophie und verwandter geisteswissenschaftlicher Disziplinen zwischen ca. 1965 und dem Ende der 1980er Jahre. Zu viele zu verschiedene Versionen poststrukturalistischen Denkens »zerfallen mithin die Einheit, die der Titel Poststrukturalismus suggeriert« (Kittler 1980, 12). Es gibt folglich keinen Text oder vergleichbares Material, welches man als das Programm oder Manifest des Poststrukturalismus bezeichnen könnte – wohl aber in der Form der Werke unterschiedlicher Autoren verschiedene Programme des Poststrukturalismus, aus denen sich charakteristische Merkmale rekonstruieren lassen. Eine solche Rekonstruktion hängt durch die Wahl der Werke und Autoren ganz entscheidend von Vorentscheidungen ihres Verfassers ab; und die sind eben immer sowohl subjektiv als auch perspektivisch. Überspitzt kann man deswegen sagen: *Über den Poststrukturalismus schreiben heißt, ihn zu erfinden.*

Das bedeutet natürlich nicht, dass es beliebig wäre, was man dabei als Poststrukturalismus beschreibt. Neben der notwendigen Eingrenzung auf bestimmte Autoren ist es die – von Fall zu Fall mehr oder weniger starke und mehr oder weniger bewusste – Abgrenzung vom Strukturalismus, deren Gründe man zusammenfassen kann, um so theoretische Grundideen des Poststrukturalismus und programmatische Gemeinsamkeiten seiner Vertreter systematisch sichtbar zu machen. Eine derartige Zusammenfassung wird dem Phänomen des Poststrukturalismus allerdings noch nicht gerecht; als theoretischer Bewegung mangelt es ihm dafür zu sehr an einer klar identifizierbaren Theorie. Die schwierige Einheit des Poststrukturalismus, soweit sie sich aus seiner uneinheitlichen Erscheinungsweise herstellen lässt, ist »die Einheit einer sich weiterentwickelnden Geschichte« (Harland 1987, 184). Was diese Geschichte wie ein roter Faden durchzieht, ist neben einigen zentralen Thesen und kritischen

Intuitionen **ein unverkennbarer intellektueller Stil** (vgl. Merquior 1988, 2).

Erst diese Verwebung theoretischer Grundannahmen mit einer spezifischen stilistischen Praxis macht es letztlich möglich, die Vielzahl verschiedener Versionen poststrukturalistischen Denkens als Ausdruck einer bestimmten philosophischen Haltung unter einen gemeinsamen Titel zu subsumieren. In eine stilistische Praxis nun kann man nicht systematisch einführen – man kann sie bestenfalls anschaulich und nachvollziehbar darstellen. Das gilt für Formen der individuellen Lebensgestaltung oder des kollektiven Auftretens ebenso wie für jede Art von Literatur – also auch für die wissenschaftliche Literatur poststrukturalistischer Autoren. Die Ausbildung ihres intellektuellen Stils allerdings ist selbst durchaus theoretisch und nicht ästhetisch motiviert, und die Motivation lässt sich entsprechend erläutern. Der charakteristische Denk- und Schreibstil als zentrales Merkmal der Poststrukturalisten ist zunächst der (nicht nur) literarische Ausdruck einer Abgrenzung von gewohnten Reflexionsweisen, etablierten Darstellungsformen, traditionellen Diskurspraktiken. Hinter dieser Abgrenzung freilich steckt mehr als das Streben nach Originalität: Die Bewegung der Differenzierung steht stellvertretend für ein allgemeines Plädoyer für die Differenz.

Wer für etwas plädiert, bezieht zumeist gegen etwas Stellung. Im Falle des poststrukturalistischen Plädoyers für die Differenz haben wir es zugleich mit dem **kritischen Einspruch gegen totalisierende Tendenzen philosophischer Theorien** und ihrer allgemeinen Ansprüche zu tun. Ein Philosoph, in dessen Werk sich die systematische Ausbildung solcher totalisierender Tendenzen auf eine geradezu exemplarische Weise verfolgen lässt, ist Hegel. Seine Dialektik orientiert sich bekanntlich an einem Verständnis von Philosophie als eines Unternehmens, die Wirklichkeit – und gemeint ist: die ganze Wirklichkeit – begrifflich zu erfassen. Eine Theorie aber, die nichts unbegriffen lässt, kennt nichts mehr, was ihr fremd wäre, nichts, was außerhalb ihrer Reichweite läge – und diese Abgeschlossenheit demonstriert die Totalität des Hegel'schen Systems ebenso, wie sie immer schon den Einspruch seiner Kritiker hervorgerufen hat. Kaum ein poststrukturalistischer Text, in dem die kritische Auseinandersetzung mit Hegel nicht ihre Spuren hinterlassen hätte – wobei die Abgrenzung von Hegel den Poststrukturalismus nicht weniger charakterisiert als die Beschäftigung mit seiner Philosophie. So beschreibt beispielsweise Michel Foucault »unsere ganze Epoche« als geprägt durch die Anstrengung, »Hegel zu entkommen« – und fügt zugleich hinzu, wie wenig er an das Gelingen eines solchen Fluchtversuchs glaubt (*L'ordre du discours*,

1972; dt. *Die Ordnung des Diskurses*, 1974, 49f.; zu Hegel und Foucault vgl. Künzel 1985).

Die zentrale Bedeutung Hegels für die Poststrukturalisten ist sicherlich nicht zuletzt auf seine Vermittlung in den französischen Sprachraum durch Jean Hyppolite (1907-1968) und Alexandre Kojève (1902-1968) zurückzuführen, deren Pariser Vorlesungen in den 1940er und 50er Jahren die meisten der späteren Poststrukturalisten als Studenten verfolgt hatten. Neben Hegel standen mit Husserl und Heidegger damals zwei weitere deutsche Philosophen im Zentrum der theoretischen Diskussionen; gemeinsam prägten die drei H's entscheidend die Entwicklung der französischen Phänomenologie, die noch um die Jahrhundertmitte die wohl wichtigste philosophische Strömung in Frankreich darstellte. Neben der späteren Abgrenzung vom Strukturalismus ist die kritische Abkehr von phänomenologischen Thesen und Methoden ein weiteres gemeinsames Merkmal aller poststrukturalistischen Autoren. Entscheidend ist an dieser Stelle zunächst die Tatsache, dass in den absoluten Ansprüchen der spekulativen Dialektik Hegels eine Arroganz zum Vorschein kommt, die den Vertretern des Poststrukturalismus als ein typisches Merkmal der Moderne gilt. Ihr Widerstand gegen die Überheblichkeit des neuzeitlichen Denkens und seiner Versuche, die Welt restlos zu rationalisieren, reiht die poststrukturalistischen Ansätze ein in den Diskurs einer **kritischen Selbstreflexion der Moderne**. Es ist insofern kein Zufall, dass mit Jean-François Lyotard ein wichtiger Vertreter des Poststrukturalismus im Jahr 1979 mit seinem Essay *La condition postmoderne* (dt. *Das postmoderne Wissen*, 1986) die philosophische Debatte um die Postmoderne als ein sozio-kulturelles Phänomen angestoßen und in der Folgezeit entscheidend mitgeprägt hat.

Die »großen Erzählungen« der Moderne, deren Krise Lyotard in seinem Essay diagnostiziert, sind systematische Entwürfe umfassender theoretischer Programme, die alle Bereiche der individuellen Existenz und des gesellschaftlichen Zusammenlebens durchdrungen haben. Im Rahmen ihrer kritischen Reflexion konkretisiert sich das poststrukturalistische Plädoyer für die Differenz – das »Knistern des Unstimmigen« (Foucault) – konsequenterweise auch als theoretische Auseinandersetzung mit solchen gesellschaftlichen Gruppen, welche die moderne Strukturierung der Gesellschaft an den Rand gedrängt hat. Foucaults Arbeiten über die Geschichte des Gefängnisses oder die Bedeutung des Wahnsinns stehen hierfür nicht weniger exemplarisch als die forcierte Entwicklung feministischer Ansätze etwa bei Luce Irigaray oder Hélène Cixous. In vielen Fällen ist es zudem nicht bei einer rein theoretischen Form der Auseinandersetzung geblieben: Lyotards Engagement für die linksradikale Zeitschrift *Socia-*

lisme ou Barbarie in den 50er und frühen 60er Jahren, Foucaults Mitarbeit in der »Groupe d'Information sur les Prisons (GIP)« zu Beginn der 70er Jahre oder Derridas Stellungnahmen gegen die südafrikanische Apartheid in den 80er Jahren sind willkürlich gewählte Beispiele für ein fortdauerndes politisches Wirken (freilich bei sich wandelnder politischer Stoßrichtung) der Vertreter des Poststrukturalismus. Diese gesellschaftspolitische Positionierung ist auf den unmittelbaren historischen Kontext zurückzuführen, in dem die poststrukturalistische Bewegung ihren Anfang machte: Entstanden im Vorfeld des Mai '68, reflektiert der anarchistische Gestus ihrer theoretischen Positionen den rebellischen Geist der Kultur der 60er und 70er Jahre – und zumindest ansatzweise lassen sich Texte des Poststrukturalismus auch als philosophische Vorwegnahme der radikalen Forderungen der Studentenbewegung lesen, die ja gerade in Frankreich mehr war, als eine nur studentische Bewegung.

Die tiefe Skepsis der Poststrukturalisten gegenüber jeglichen – politischen wie philosophischen – Formen totalitärer Systeme und ihren absoluten Wahrheitsansprüchen ist als Reflex ihrer soziohistorischen Position zugleich ein Echo der Stimmen ihrer **philosophischen Vorgänger**. Innerhalb des Diskurses der kritischen Selbstreflexion der Moderne knüpft der Poststrukturalismus an jene Tradition philosophischer Kulturkritik an, an deren Anfang das Werk **Friedrich Nietzsches** steht. Kein Philosoph, dessen Reflexionen im Denken der Poststrukturalisten tiefere Spuren hinterlassen hätte als Nietzsche. In den für seine französischen Nachfahren so zentralen Themen wie der Frage nach dem Subjekt, nach der Macht und ihrer Genealogie oder der Konstitution von Sinn reicht der Einfluss teilweise bis ins sprachliche Detail. Dabei offenbart der poststrukturalistische Ansatz, die nietzscheanische Perspektive auf unsere neuzeitlich-moderne Kultur fortzuschreiben, zugleich weitere Verwandtschaften innerhalb der philosophischen Tradition unseres Jahrhunderts. In Frankreich darf als ein wichtiger Vorläufer nicht nur der Ideen, sondern mehr noch des Stils der Poststrukturalisten der Dichter und Philosoph Georges Bataille (1897-1962) nicht unerwähnt bleiben – ebenso wenig wie Pierre Klossowski (1905-2001), dessen 1969 erschienenes Buch *Nietzsche et le cercle vicieux* (dt. *Nietzsche und der Circulus vitiosus deus*, 1986) die weitere Rezeption nachhaltig beeinflusst hat.

In Deutschland wurden die Texte und Thesen der Poststrukturalisten lange Zeit, wenn überhaupt, so vorwiegend kritisch rezipiert. Gleichwohl finden sich auch hier Autoren, deren Theorien eine thematische Nähe zu denen des Poststrukturalismus aufweisen. Martin Heidegger und seinen Einfluss haben wir schon erwähnt; sein Kon-

trahent Theodor W. Adorno ist ein Beispiel für einen weiteren verwandten Geist. Adornos Philosophie, auf die Lyotard immer wieder explizit Bezug nimmt, wird vom gleichen kritischen Einspruch gegen theoretische Absolutierungen und Totalisierungen motiviert. Das Plädoyer für die Differenz mündet in seiner *Ästhetischen Theorie* in der impliziten Forderung, »dem Heterogenen Gerechtigkeit widerfahren« zu lassen (Adorno 1970, 285). Diese Aufforderung, dem Anderen, Nichtidentischen gerecht zu werden, könnte als Motto auch über dem poststrukturalistischen Engagement stehen – weswegen Michel de Certeau für den Poststrukturalismus den Terminus der »Heterologie«, der Lehre vom Anderen, geprägt hat (vgl. Pefanis 1991, 4).

Vom Anderen zu reden, ist eine schwierige Sache. Ist damit etwas gemeint, was sich von allem, das wir kennen, gänzlich unterscheiden soll, so stellt sich die Frage, wie wir dies dann noch verstehen könnten. Die theoretische Beschreibung eines solchen schlechthin Anderen nimmt nicht selten die Form einer mystischen Beschwörung an. Ansätze dazu finden sich auch in den Schriften des Poststrukturalismus; das hat ihren Autoren immer wieder den Vorwurf der Irrationalität eingebracht. Programmatisch allerdings zielen die poststrukturalistischen Überlegungen nicht allgemein auf »das Andere schlechthin« – sondern auf ein konkretes Anderes bestimmter Strukturen (nicht nur) philosophischer Erläuterungen zu theoretischen Themen, beispielsweise der Sprache und ihrer Rationalität. »**Die Kritik des Logozentrismus**«, so Derrida dazu in einem Interview, »ist vor allem eine Suche nach dem ›Anderen‹« – und zwar, so fügt er hinzu, »dem Anderen der Sprache« (Kearney 1982, 123). Die Absicht, das Andere als den von theoretischen Strukturen ausgeschlossenen Rest zu rehabilitieren, lässt sich reformulieren als die Intention, den blinden Fleck der jeweiligen Theorie aufzudecken – und so Aspekte ihres Gegenstandes zu beleuchten, die diese in ihrer Orientierung an zentralen Begriffen an die Peripherie verdrängte. Die entsprechende Methode ist die der Dezentrierung von strukturell-geordneten theoretischen Beschreibungen.

Neben der »Kritik des Logozentrismus« ist es in besonderem Maße ihre **radikale Dezentrierung des modernen Subjektbegriffs**, der die Poststrukturalisten ihre Popularität verdanken. Berühmt geworden etwa ist die Wette, mit der Foucault 1966 sein theoretisches Hauptwerk *Les mots et les choses* (dt. *Die Ordnung der Dinge*, 1974) beendet – nämlich, dass als Resultat der kritischen Einsicht »der Mensch verschwindet wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand« (ebd., 462). Die Polemik dieser Prophezeiung ist nicht zu übersehen – und so ist es auch kaum verwunderlich, dass gerade die poststruk-

turalistische Verabschiedung des neuzeitlichen Subjekts auf schärfste Kritik gestoßen ist. Zum Vorwurf der Irrationalität gesellte sich der Vorwurf der Inhumanität. Beide Vorwürfe allerdings, das werden wir sehen, greifen entschieden zu kurz – auch wenn die Kritiker des Poststrukturalismus (zu deren wichtigsten Jürgen Habermas, Manfred Frank, Jacques Bouveresse und John Searle gehören) an einigen Stellen zurecht auf Schwachpunkte der kritisierten Argumentationen aufmerksam machen konnten. Darauf werden wir am Ende dieser Einführung zu sprechen kommen.

1. Die verrückte Mitte. Geschichte und Idee des Poststrukturalismus – eine systematische Rekonstruktion

Jedes Sprachspiel hat seine eigenen Regeln, jeder Diskurs seine spezifische Terminologie. Das gilt in einem besonderen Maße für wissenschaftliche Diskurse; die häufige und manchmal durchaus eigensinnige Verwendung bestimmter Begriffe ist ein recht sicheres Indiz, das die Teilnehmer eines Diskurses von denen eines anderen, möglicherweise konkurrierenden unterscheidet. So ist in den meisten Fällen auch die Entstehungsgeschichte philosophischer Denkrichtungen wie die theoretischer Schulen überhaupt gebunden an die Entwicklung, ja Erfindung eines alternativen Vokabulars, das einen Ausschnitt der Welt auf eine neuartige Weise zu beschreiben erlaubt. Freilich: Theorien sind kein statisches Phänomen. Im Laufe ihre Geschichte verselbständigt sich – gerade in besonders erfolgreichen Fällen – nicht selten das Vokabular den Intentionen seines Erfinders gegenüber. Das war so bereits bei Platons Begriff der ›Idee‹. Manchmal allerdings ist es auch umgekehrt – und das Vokabular, das einer erfand, generiert eine Theorie, an die er nicht dachte. Das war bei den Ideen von Ferdinand de Saussure der Fall, der gemeinhin als Gründungsvater des Strukturalismus gilt.

1.1 Die Vorgeschichte: Idee und Methode des Strukturalismus

1.1.1 Ferdinand de Saussure und die Geburt des Strukturalismus

Zwischen 1906 und 1911 hielt der Schweizer Linguist Ferdinand de Saussure (1857-1913) in Genf insgesamt drei Vorlesungen über die Grundlagen der Sprachwissenschaft. Seine Gedanken zur Begründung einer allgemeinen strukturalen Linguistik, die Saussure in diesen Vorlesungen vorstellte, hat er selber allerdings nicht systematisch ausgearbeitet. Dies blieb seinen Hörern Charles Bally und Albert Sechehaye vorbehalten, die anhand ihrer Vorlesungsmitschriften die implizite Theorie rekonstruierten. Das Ergebnis ist der 1916 als Buch posthum publizierte *Cours de linguistique générale* (dt. *Grund-*

fragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, 1967). Die Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, sind offenkundig: Wir können eigentlich nie wirklich sicher sein, ob die unter seinem Namen veröffentlichte Theorie tatsächlich die ursprünglichen Thesen Saussures auch adäquat wiedergibt. Das aber ist, wir werden es später noch sehen, ein Interpretationsproblem, mit dem wir es nicht nur bei Saussure zu tun haben – und das wir hier zunächst vernachlässigen können (als allgemeine Einführung zu Saussure vgl. Culler 1976; Gadet 1990; Jäger 2007; Harris 1987; Holdcroft 1991).

Die Intention des *Cours* ist es, eine scheinbar ebenso schlichte wie unverfängliche Frage zu beantworten: »Wie ist eine einzelne Sprache aufgebaut, und wie muß sie beschrieben werden?« (Bierwisch 1966, 80). Diese Fokussierung auf den Aufbau einer einzelnen Sprache zielt auf die **Beschreibung allgemeiner sprachlicher Strukturen**, und so nimmt die Antwort dann auch den Weg einer methodischen Differenzierung dieser Strukturen. Saussure unterscheidet zunächst das, was wir gemeinhin unter ›Sprache‹ verstehen, in drei Kategorien: in *langage*, *langue* und *parole*. Der Neologismus *langage* ist kaum zu übersetzen; was Saussure damit meint, ist die menschliche Fähigkeit zu sprechen. Dieser übergreifenden Sprachkompetenz gegenüber bezeichnet der Terminus *langue* die Sprache als normatives, durch allgemeine Regeln und verbindliche Konventionen strukturiertes virtuelles »System von Zeichen« (*Grundfragen*, 18). Die *parole* bezeichnet schließlich die Sprachverwendung als Akt der individuellen Ausübung der eigenen Sprachkompetenz gemäß der allgemeinen Regeln des Sprachsystems; kurz: die konkrete Aktualisierung des virtuellen sprachlichen Codes. Die Sprachkompetenz »als Ganzes genommen, ist vielförmig und ungleichartig; verschiedenen Gebieten zugehörig, zugleich physisch, psychisch und physiologisch, gehört sie außerdem noch sowohl dem individuellen als dem sozialen Gebiet an« (ebd., 11); als Gegenstand der allgemeinen Sprachwissenschaft, deren Aufgabe es sein soll, »die Kräfte aufzusuchen, die *jederzeit* und *überall* in allen Sprachen wirksam sind« (ebd., 7; Hervorhebung von uns), kommt sie für Saussure nicht in Frage. Das freilich gilt auch für die pragmatische Verwendung der Sprache, die von Individuum zu Individuum und von Sprachgemeinschaft zu Sprachgemeinschaft sich unterscheidet und in dieser Veränderbarkeit dem wissenschaftlichen Anspruch Saussures auf zeit- und raumübergreifende Erkenntnis zuwiderläuft. Das einzige Objekt der strukturalistischen Linguistik ist demzufolge die *langue*, das kodierte Regelsystem der sprachlichen Zeichen als »das im Gehirn eines jeden Einzelnen niedergelegte soziale Produkt« (ebd., 27) in seiner vermeintlich unveränderlichen Objektivität.

Im Zentrum der Saussure'schen Untersuchung des sprachlichen Zeichensystems steht seine **Beschreibung der Struktur des kleinsten bedeutsamen Elements** dieses Systems, des Zeichens selbst. Jedes Zeichen, so der *Cours*, ist zusammengesetzt – und zwar derart, dass es »eine Vorstellung und ein Lautbild« (ebd., 77) in sich vereinigt. Der Begriff ›Lautbild‹ meint dabei gerade nicht denn artikulierten Laut, das gesprochene Zeichen, sondern dessen intrapsychische Vergegenwärtigung. Um diesen zeicheninternen Zusammenhang von Vorstellung und Lautbild terminologisch zu präzisieren, führt Saussure die Begriffe *signifié* für die »Vorstellung« (dt. das Bezeichnete, das Signifikat) und *signifiant* für das »Lautbild« (das Bezeichnende, der Signifikant) ein. Man solle sich, sagt Saussure (ebd., 134), das Zeichen als ein Blatt Papier vorstellen, dann sei dessen eine Seite das Signifikat, die andere der Signifikant; sie lassen sich nicht voneinander trennen, ohne das Zeichen zu zerstören. Doch so untrennbar beide Seiten des Zeichens miteinander verbunden sind, so wichtig bleibt zugleich ihre Differenz. Aus dem reziproken Zusammenspiel von Signifikat und Signifikant leitet dann Saussure die gerade für die Wirkungsgeschichte seiner Theorie entscheidenden weiteren Bestimmungen des Zeichens ab.

Obwohl Signifikat und Signifikant untrennbar miteinander verbunden sind, ist ihr Verhältnis zueinander doch in einem wesentlichen Sinn zufällig, beliebig: Es gibt »keinerlei innere Beziehung« (ebd., 79), die eine bestimmte Vorstellung mit einem bestimmten Lautbild verknüpfen würde. Worte wie »Schloß« sind ein Beispiel dafür; hier verweist ein Signifikant auf verschiedene Signifikate (»Gebäude«, »Vorrichtung zum Abschließen«). Ein anderes Beispiel, das auch Saussure zitiert, ergibt sich aus der Tatsache, dass wir nicht nur in einer, sondern in vielen Sprachen miteinander reden können; die Frage, ob wir für den Signifikaten »Brot« das deutsche Wort »Brot« oder etwa das französische Wort »pain« verwenden, ist eine Frage des Kontextes, nicht des Sinns. Daraus folgt der erste Grundsatz der allgemeinen Sprachwissenschaft: die **Arbitrarität (Beliebigkeit) des Zeichens** (vgl. Garcia 1997).

Diese wesentliche Beliebigkeit des Zeichens nun bedeutet keineswegs, dass die interne Beziehung von Signifikat und Signifikant gänzlich beliebig wäre. Wir können schließlich nicht willkürlich darüber entscheiden, ob wir eine Vorstellung mit dem einen oder lieber mit einem anderen Lautbild verbinden möchte – täten wir es doch, so wäre dies das Ende jeder Kommunikation. Die Kritik der Idee einer natürlichen Beziehung von Signifikat und Signifikant führt Saussure zu der wichtigen Einsicht der konventionellen Konstitution sprachlichen Sinns. Ein Zeichen sinnvoll zu verwenden,

heißt einer konventionellen Regel zu folgen, würde Ludwig Wittgenstein sagen (über das Verhältnis von Saussure und Wittgenstein vgl. Harris 1988). Das Zeichen, sagt Saussure, ist »seiner Natur nach sozial« – und das heißt eben auch, dass es »in einem gewissen Maß vom Willen der Einzelnen oder der Gemeinschaft unabhängig« ist (*Grundfragen*, 20). Richtig verstanden, bedeutet die Beliebigkeit des Zeichens dann entsprechend präziser, »daß es unmotiviert ist, d.h. beliebig im Verhältnis zum Bezeichneten« (ebd., 80).

Weil es keinen außersprachlichen Grund gibt, der das Verhältnis von Signifikat und Signifikant bestimmen und so die Bedeutung eines Zeichens festlegen würde, muss sich die Konstitution sprachlichen Sinns sprachintern erläutern lassen. Nicht die Referenz der Zeichen, also ihr Bezug auf etwas Außersprachliches, zählt, sondern ihre Relation, genauer: die Differenz der Zeichen zueinander. Entscheidend ist der *Wert*, wie Saussure sagt, der durch diese Differenz festgelegt wird. Sie ist auf den beiden Ebenen des Zeichens, des Signifikanten wie des Signifikats, wirksam. Die Art und Weise, wie wir das Wort »Brot« verwenden, ist sowohl bestimmt durch die Art und Weise, wie sich der Signifikant »Brot« von Signifikanten wie »Boot« oder »Schrot« unterscheidet, als auch durch die Abgrenzung des Signifikats »Brot« von anderen Signifikaten wie »Brötchen«, »Kuchen«, oder »Croissants«. Der sprachliche Sinn ist daher Ergebnis der Differenzierungen in einem System.

Saussure stellt als Konsequenz seiner nur negativen Festlegung der Bedeutung sprachlicher Zeichen fest, dass es »in der Sprache [...] nur Differenzen ohne positive Einzelglieder« (ebd., 143) gibt. Die Sprache wird dadurch zu einer Form, die von einer bestimmten Substanz unabhängig ist. Wichtig sind die Differenzen, unwichtig dasjenige, was different gesetzt wird. Dieser Gesichtspunkt wird dem Strukturalismus ermöglichen, die Bestimmungen von Saussure aus dem Kontext der Sprache herauszulösen und auf andere Bereiche zu übertragen.

Wir müssen uns die Struktur des sprachlichen Zeichensystems vorstellen als ein **Netz von Signifikanten**, die auf mannigfache Weise miteinander verwoben sich wechselseitig bestimmen. So beliebig die Zusammensetzung eines Zeichens in Bezug auf das ist, was es bezeichnen soll, seinen Referenten, so unbeliebig ist die Stellung eines Signifikanten innerhalb des sprachlichen Netzes aller Signifikanten. Auf eine zunächst paradox anmutende Weise begründet so der Grundsatz der Arbitrarität zugleich die Unveränderlichkeit der Zeichens. Diese Unveränderlichkeit ist allerdings nur eine, für Saussures Theorie freilich entscheidende, weitere Eigenschaft des Zeichens. Denn natürlich verändern sich Zeichen bzw. ihr Sinn zumindest in

dem Maße, in dem sich Sprachen entwickeln – mit der Zeit. Die Veränderlichkeit der Zeichen, Resultat des temporalen Charakters der Sprache, drückt sich aus durch »Verschiebung[en] des Verhältnisses zwischen dem Signifikat und dem Signifikanten« (ebd., 88). In ihrer Untersuchung des sprachlichen Zeichensystems eröffnet sich für die Wissenschaft damit eine doppelte Perspektive: Sie muss die Sprache zum einen im Hinblick auf die historische Genealogie ihrer Strukturen beschreiben, und sie muss zum anderen die Gesamtheit des strukturellen Beziehungsgeflechts der Sprache zu einem bestimmten Zeitpunkt analysieren. Diesen beiden Perspektiven versucht Saussure, durch die Differenzierung in diachronische und synchronische Beschreibungen der Sprache gerecht zu werden – wobei er seine strukturalistische Linguistik zugleich im Sinne der Synchronie auf eine Analyse des statischen Zustands des Systems der Sprache reduziert.

Diese Reduktion ist bei Saussure eine weitere methodische Konsequenz des Anspruchs auf objektive im Sinne von zeit- und raumtranszendierender Erkenntnisse; sie ist aber zugleich für den Strukturalismus insgesamt charakteristisch – und sie hat ihm von verschiedenen Seiten den Vorwurf eingebracht, »haarsträubend ahistorisch« zu sein (so Eagleton 1994, 89). An dieser Stelle können wir zunächst einige allgemeinere Konsequenzen zusammenfassen, die sich aus Saussures Überlegungen ergeben und die seine strukturalistischen und poststrukturalistischen Interpreten auf unterschiedliche Weise weiterentwickelt haben.

Das wichtigste gemeinsame Merkmal des Strukturalismus und seiner Nachfolger ist bereits angelegt in der **Konzentration auf die interne Relation ihrer Strukturelemente**, die Saussure zur Erläuterung der Sprache vornimmt. Hieraus folgt die Unterstellung einer »Unhintergebarkeit der Struktur« (Frank 1984, 12). Diese Unterstellung ist äußerst folgenreich: Zwei zentrale Implikationen haben wir bereits in ihrer linguistischen Version kennengelernt. Zum einen bedeutet die These, dass sich der Sinn sprachlicher Zeichen einzig durch die (sprachinterne) Differenzierung ihrer Elemente konstituiert zugleich die **methodische Ausgrenzung des (sprachexternen) Referenten**. Und zugleich folgt aus der Feststellung, dass diese Konstitution gerade in ihrer sozialen Verankerung weitgehend vom bewussten Willen des individuellen Sprechers unabhängig ist, **der tendenzielle Ausschluß des Subjekts**. Saussure wendet sich damit explizit gegen die Bewusstseinsphilosophie, den sog. Mentalismus, d.h. gegen eine philosophische Überzeugung, die davon ausgeht, dass wir erst im Geiste (lat. *mens*: der Geist) einen Gedanken fassen, und diesen danach zum Zweck der Kommunikation

durch das Medium Sprache ausdrücken (vgl. *Grundfragen*, 132f). Diese Auffassung hat der Philosophie lange Zeit dabei geholfen, die zentrale Rolle des Subjekts zu begründen. Die Dezentrierung des Subjekts, die sich in Saussures konträrer These ankündigt, ist als Schritt aus diesem philosophischen Paradigma ein erster Beitrag zur Verrückung der Mitte, die für den Strukturalismus wie auch den Poststrukturalismus dann zu einem zentralen Anliegen wird.

Die Wirkung seiner Vorlesungen, die Saussure kaum vorausahnen konnte (vgl. Scheerer 1980), verdankt sich einer Verallgemeinerung seiner Grundgedanken über den Horizont der reinen Sprachwissenschaft hinaus; die Richtung dieser Verallgemeinerung ist allerdings in seinen eigenen Überlegungen schon angedeutet – und zwar sowohl in seinem Umgang mit als auch in seiner Haltung gegenüber der Sprache (vgl. Raggiunti 1990). Mit beidem steht Saussure nicht allein: Sein systematischer Umgang mit der Sprache repräsentiert Tendenzen der wissenschaftlichen Formalisierung sprachlicher Zusammenhänge, die um 1900 die Entwicklung der philosophischen Logik – bei Frege, Peano, Whitehead/Russell u.a. – beherrschten. Doch Saussure ist eben kein Logiker, sondern Linguist. Das Besondere seiner strukturalistischen Formalisierung ist auch die Tatsache, dass sie keine Reduktion auf logische Gesetze anstrebt, sondern **Gesetzmäßigkeiten der normalen Sprache** untersuchen will. In dieser Untersuchung nun ist als Konsequenz der Einsicht in die konventionelle Konstitution sprachlichen Sinns eine Erweiterung auf nicht länger rein linguistische Fragen zumindest bereits angelegt; Fragen, zu deren Klärung Saussure in Vorwegnahme der Semiotik eine zukünftige **Wissenschaft der »Semeologie«** skizziert – »eine Wissenschaft, welche das Leben der Zeichen im Rahmen des sozialen Lebens untersucht« (*Grundfragen*, 19). Hinter dieser Skizze der Semeologie steckt eine Haltung gegenüber der Sprache, die charakteristisch ist für den vielleicht wichtigsten philosophischen Paradigmenwechsel im 20. Jahrhundert, den sogenannten »linguistic turn«. Diesen Begriff hat zuerst Richard Rorty in seiner Anthologie *The Linguistic Turn. Recent Essays in Philosophical Method* (1967) eingeführt, um das Denken von Philosophen wie Wittgenstein, Austin, Quine und anderen zu charakterisieren, die davon ausgehen, dass sich viele theoretische und praktische Probleme am besten auf dem Weg einer Analyse ihres sprachlichen Ausdrucks erörtern lassen.

Durch eine Analyse der Sprache aus der Perspektive des erweiterten Kontextes sozialer Zeichensysteme, so Saussure, »wird man nicht nur das sprachliche Problem aufklären, sondern ich meine, daß mit

der Betrachtung der Sitten und Bräuche usw. als Zeichen diese Dinge in neuer Beleuchtung sich zeigen werden« (ebd., 21). Damit aber hat Saussure die Anwendung seiner Ideen auf andere geistes- und kulturwissenschaftliche Bereiche gewissermaßen als strukturalistische Methode bereits vorprogrammiert. Diese Anwendung ist das Kennzeichen des Strukturalismus in unserem Sinne – d.h. des Strukturalismus, von dem die Poststrukturalisten sich kritisch abgrenzen. Neben denjenigen, die das genuin linguistische Projekt Saussures auf ihre Weise fortsetzten wie Roman Jakobson (1896-1982) im Rahmen der **Prager Schule** des Strukturalismus oder Louis Hjelmslev (1899-1965) innerhalb der **Kopenhagener Schule**, lassen sich hier so unterschiedliche Autoren nennen wie der Anthropologe Claude Lévi-Strauss (1908-2009), der Semiotiker Roland Barthes (1915-1980), der Psychoanalytiker Jacques Lacan (1901-1981) und der Philosoph Michel Foucault (1926-1984). Der Strukturalismus, der sie verbindet, ist der Versuch, »alles unter linguistischen Gesichtspunkten noch einmal neu zu durchdenken« (Jameson 1972, VII); seine Vertreter zeichnen sich durch eine Betrachtungsweise aus, die in den unterschiedlichsten Bereichen strukturelle Analysen durchführt – auf der Basis der These, dass alle Bereiche strukturiert sind wie die Sprache. Darin artikuliert sich ein starker und problematischer Anspruch, durch dessen Einlösung die strukturalistische Methode letztlich das gesamte Spektrum aller Wissenschaften durchdringen und gewissermaßen neu ordnen müsste (vgl. dazu Wahl 1973, 8f.). Obschon seine Vertreter selber zum Teil diesen Anspruch tatsächlich erhoben haben, ist es doch der Bereich der Humanwissenschaften, auf den sich die Karriere des französischen Strukturalismus im Wesentlichen beschränkt hat und auf den wir uns in der folgenden Zusammenfassung der zentralen Beispiele ausschließlich konzentrieren können.

1.1.2 Claude Lévi-Strauss und die Anthropologie

1949 erschien in Paris das Buch *Les structures élémentaires de la parenté* (dt. *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*, 1993), mit dessen Erfolg die Karriere des Strukturalismus begann. Sein Autor, Claude Lévi-Strauss (1908-2009), hatte mit immensem empirischen und theoretischen Aufwand eine Vielzahl verschiedener Kulturen und ihre höchst unterschiedlichen Arten untersucht, die Verwandtschaftsbeziehungen ihrer Mitglieder zu regeln. Seine **strukturalistische Methode** orientierte sich übrigens nicht direkt an Saussure – der in diesem Buch gar nicht erwähnt wird –, sondern an der Pho-

nologie, die u.a. von dem russischen Sprachwissenschaftler Nikolai Trubetzkoy und Roman Jakobson im Anschluss an Saussure entwickelt worden ist (vgl. Walitschke 1995; Gasché 1970). Dem Aufwand entsprach der ambitionierte Anspruch des Verfassers: Lévi-Strauss ließ sich leiten von der Überzeugung, dass sich hinter den divergierenden und auf den ersten Blick willkürlichen Regelungen binnenkultureller Verwandtschaftsverhältnisse eine strukturelle Ordnung verbirgt, die Auskunft gibt über die Natur des Menschen – als soziales Wesen, denn bereits das Vorhandensein von Regeln, so Lévi-Strauss, ist ein untrügliches Zeichen für den Übergang von einer rein natürlichen zu einer vergesellschaftlichten Weise des menschlichen Zusammenlebens (als allgemeine Einführungen vgl. Backès-Clément 1970; Cressant 1970; Dumasy 1972; Oppitz 1975; Pace 1983; Reinhardt 2008; de Ruitjer 1991; Sperber 1973; Biographie in Lévi-Strauss/Éribon 1996).

Die entscheidenden Einsichten verdankt Lévi-Strauss seiner Deutung des allgemein verbreiteten, wenn auch unterschiedlich restriktiv gehandhabten Inzestverbots. Als eine universale, soziale Regel verbietet das Inzestverbot die Verbindung naher Verwandter – nur, um »die Verbindung mit fernerer Frauen notwendig [zu] machen« (Sperber 1973, 183). Die Herstellung von Verwandtschaftsverhältnissen wird zum Gegenstand einer »Transaktion« (Sperber), die Regeln, die ihnen zugrunde liegen, sind Tauschgesetze – und der Tausch ist die »fundamentale Struktur aller Verwandtschaftssysteme« (Schiwy 1984, 46; vgl. *Die elementaren Strukturen*, 634f.). Wenn aber der Tausch das gesuchte Ordnungsprinzip darstellt, so lassen sich die elementaren Strukturen der Verwandtschaft beschreiben als Regeln richtiger Kommunikation. »Was bedeutet das anders«, so Lévi-Strauss dazu noch einmal am Beispiel des Inzestverbots, »als daß die Frauen selbst als Zeichen behandelt werden, die man *mißbraucht*, wenn man nicht den Gebrauch von ihnen macht, der den Zeichen zukommt und der darin besteht, *kommuniziert* zu werden.« (ebd., 662). Das aber bedeutet nichts anders, als dass die »Heiratsregeln und Verwandtschaftssysteme [...] eine Art Sprache« (*Anthropologie structurale*, 1958; dt. *Strukturelle Anthropologie I*, 1977, 74) darstellen; sie sind, so Lévi-Strauss präziser, »in einer *anderen Ordnung der Wirklichkeit* Phänomene vom *gleichen Typus* wie die sprachlichen« (ebd., 46). Die Bedeutung, welche dadurch der Sprache im Kontext des sozialen Lebens und seiner Regeln zukommt, lässt sich kaum überschätzen: »Wer Mensch sagt, sagt Sprache; und wer Sprache sagt, sagt Gesellschaft« (*Tristes tropiques*, 1955; dt. *Traurige Tropen*, 1982, 385). Gleichwohl ist es wichtig, dass Lévi-Strauss die Strukturen der Verwandtschaft nicht *als* sondern *wie* sprachliche

Strukturen deutet: Die Sprache wie andere Systeme der gesellschaftlichen Interaktion gehen seiner Theorie nach zurück auf eine universale Ordnung des symbolischen Denkens, welches in verschiedenen kulturellen Praktiken sich unterschiedlich artikuliert.

Diese universale Ordnung, so Claude Lévi-Strauss, ist in verbindlichen Strukturen verankert, die dem Denken und Handeln der einzelnen Individuen immer schon unbewusst zugrunde liegen. Der Vergleich der strukturalistischen Anthropologie mit der Psychoanalyse Sigmund Freuds liegt hier nahe. Doch während Freud allgemeine Prinzipien des menschlichen Individuums im persönlichen Unbewussten zu lokalisieren sucht, ortet Lévi-Strauss allgemeine Prinzipien der gesamten Menschheit in ihrem kollektiven Unbewussten (vgl. Nagel 1970). Durch die **Freilegung dieser unbewussten Prinzipien** soll die strukturalistische Untersuchung sozio-kultureller Handlungen und Interaktionen zur Erkenntnis von objektiven Gesetzen führen, durch deren Anwendung die Mitglieder unterschiedlicher Kulturkreise die natürlich vorgefundene Wirklichkeit in eine begrifflich differenzierte Realität verwandeln.

Dazu dienen auch Mythen, die Lévi-Strauss in seinem vierbändigen Werk *Mythologiques* (1964; dt. *Mythologica*, 1976) am Beispiel der Mythen der Indianer Südamerikas einer strukturalen Analyse unterzieht. Sein Grundgedanke bei dieser Analyse ist, die **Mythen in Analogie zur Sprache** zu setzen. So wie der Sprachwissenschaftler die *langue* rekonstruiert, die hinter der *parole* liegt, so rekonstruiert der Ethnologe das mythische Denken, das hinter den Mythen steht. Seine Methode besteht darin, die einzelnen Mythen in ihre kleinsten Einheiten, die sogenannten »Mytheme«, zu zerlegen. Diese Mytheme gewinnen ihren Sinn nicht durch den Inhalt, den sie zum Ausdruck bringen, sondern allein durch die Stellung, die sie zu anderen Mythen einnehmen; unverkennbar verbirgt sich dahinter Saussures Gedanke, dass die Bedeutung eines Zeichens durch seine Differenz zu anderen Zeichen bestimmt wird. Indem er die Mytheme nun derart untereinander in Beziehung setzt, isoliert Lévi-Strauss eine Struktur, die sich im ersten Band der *Mythologica* am Begriffspaar »roh« und »gekocht« ausrichtet. Die einzelnen Mythen, so seine These, bringen diesen Gegensatz zum Ausdruck; er ist ihre ordnende Struktur.

Hinter dem Begriffspaar »roh« und »gekocht« verbirgt sich nach Lévi-Strauss allerdings ein viel größerer Zusammenhang, der durch die Mythen thematisiert wird: die Differenz von Natur und Kultur. Diese Differenz ist, so Lévi-Strauss in einem Interview, »eine Antinomie des menschlichen Geistes: Der Gegensatz ist nicht objektiv, es sind die Menschen, die das Bedürfnis haben, ihn zu formulieren«